

Geheimnisvolle Erschießungen im Tübinger Südosten

Kurz vor Kriegsende tötete ein Exekutionskommando der Wehrmacht junge Deserteure – Eine Suche nach Erinnerungen / Von Hans-Joachim Lang

Tübingen, Anfang 1945: Mehr als fünf Kriegsjahre waren vergangen. „Nach der Entwicklung der Kriegslage im Osten, Süden und nun auch im Westen“, schrieb der Journalist Hermann Werner in seiner Chronik „Tübingen 1945“, konnte „der einfache Mann in der Heimat so wenig wie die Heeresleitung noch hoffen, daß das heraufziehende Jahr ein anderes Ende bringen werde als den völligen Zusammenbruch.“ In dieser Chronik, die 1986 als Buch erschienen ist, schildert Werner aus zeitgenössischer Sicht als „deutsche Tragik“, dass man „einen Sieg des durch seine Machtpolitik in immer ärgere Maßlosigkeit, Gewalttätigkeit und Verblendung verstrickten nationalsozialistischen Staates nicht einmal mehr wünschen konnte, daß die verlorene innere Freiheit nur noch über die Niederlage und damit den Zusammenbruch des Reiches zu gewinnen war“. Derweil die Propaganda die angeblich „unbesiegbare Kraft

Irgendwo in dem Wäldchen hinter Tübingens ehemaliger Hindenburg-Kaserne wurden vor genau 60 Jahren einige junge Männer erschossen, weil sie ihr Leben nicht weiter in einem sinnlosen Krieg aufs Spiel setzen wollten. Wer sie waren, ist im Dunkel geblieben. Nicht einmal ihre genaue Anzahl lässt sich momentan angeben, nie sind irgendwelche Einzelheiten in eine Chronik eingegangen. Auch gesprochen hat seither kaum jemand darüber. Dennoch lassen sich Spuren finden zu dem großen Unrecht, das bis 1998 als Recht gegolten hat (Siehe auch das ÜBRIGENS).

gut auskannte, auf der Landstraße geflüchtet.

Weil Schmid an jenen Weihnachten für einige Wochen wegen eines chirurgischen Eingriffs ins Lazarett musste, entging ihm das weitere Schicksal der wohl letzten Zelleninsassen. Denn als er im Februar 1945 zu seiner Kompanie zurückkehrte, waren sie weg. „Aber 15 Jahre später begegnete ich einmal einem ehemaligen Stubenkameraden aus der Hindenburgkaserne. Der erzählte mir empört, die Männer seien zu je zweien sonntagsmorgens auf den Schießplatz geführt worden, hätten die Stiefel ausziehen müssen und seien dann dort erschossen worden.“ Diese Nachricht ging ihm durch Mark und Bein. „Mich plagt das schon mein ganzes Leben lang“, sagt Schmid.

Bewusst gemieden

Aber wo heute nach Einzelheiten suchen, wenn nichts Genaueres über diesen Platz bekannt ist? Mit Martin Schmid folge ich hinter den ehemaligen Kasernengebäuden dem Pfad, der an der Wagenburg vorbei in den Wald führt. Bis 1991 wurde hier Krieg geübt, denn nach 1945 war nach dem deutschen das französische Militär zur Stelle. Knapp 60 Jahre lang hatte Schmid diesen Waldhang nicht mehr gesehen, auch nach dem Abzug der Franzosen hatte er ihn bewusst gemieden. Nun keuchen wir den Weg hoch, versuchen den Ort zu finden, der als Exekutionsplatz gedient haben könnte.

Mal halten sich die Augen an eine Lichtung, mal wandern sie an undurchdringlichem Dornengebüsch vorbei, entdecken Betonpfeiler im Unterholz, künstliche Hügel, entwurzelte Bäume. Fragend stehen wir an einem mit roten Backsteinen gemauerten Schießstand – sind hier die tödlichen Schüsse gefallen? Wir verlassen den Wald auf dem Weg, den wir gekommen sind, ratlos wie zuvor.

Ein Zufall war es, der weiter geführt hat. Weil Martin Schmid die Exekutionen hinter der Hindenburgkaserne gedanklich nicht loslassen, kommt er immer wieder mal darauf zu sprechen. So fällt ihm ein, dass er sich schon mit dem früheren Tübinger Schul- und Sportamtsleiter Gerhard Oehme darüber unterhalten hat. Die Welt ist klein, denn Oehme hat dem überraschten Schmid erzählt, dass er, noch nicht lange her, bei einem Urlaub in Tirol einen Bürgermeister aus dem Remstal kennen gelernt habe, der Augenzeuge der Erschießung gewesen sei.

Also Oehme fragen. Doch zunächst bleibt diese Spur vage, denn beim ersten Anruf fällt Oehme der Urlaubsort Untermösselhof in Tirol ein, aber weder der Name des Bürgermeisters, der mittlerweile gewiss in Pension ist, noch die betreffende Gemeinde im Remstal.

Das vor den Toren Stuttgarts gelegene Remstal ist nicht unüberschaubar groß, aber welcher Remstaler Ex-Bürgermeister war 1945 im Rekrutenalter und ist noch fit genug, dass er vor nicht allzu langer Zeit in den Bergen Ferien gemacht haben könnte? Der aus Ittenfeld, den auf meine Rundfrage der Alt-Schultes aus Rudersberg in die engere Wahl genommen hat? Oder der aus Murrhardt? Zahlreiche Telefonate mit Amtsinhabern und Emails in Amtsstuben bringen kein Ergebnis. Zum Glück hat Oehme Tagebuch geführt und nach langem Blättern den passenden Eintrag unter dem 25. August 1998 gefunden: „Abends Bekanntschaft in einer Buschenwirtschaft mit dem Bürgermeister von



Hinter dem vergitterten Fenster (Pfeil) der im Jahr 1935 fertig gestellten Hindenburg-Kaserne befand sich eine Arrestzelle. Bild: Stadtarchiv

Notzingen bei Kirchheim/Teck.“ Dieser sei Augenzeuge gewesen, wie Anfang 1945 fünf oder sechs Deserteure in Tübingen standrechtlich erschossen worden seien. Sie seien im Elsass davongelaufen, aber bald darauf aufgegriffen worden.

Mit diesem Hinweis ist Helmut Maier schnell gefunden. „Wir waren nasse Rekruten damals“, erinnert sich der ehemalige Notzinger Schultes, der 17 Jahre alt war, als er am 30. November 1944 zum Militär kam. Er sei Augenzeuge gewesen, als die Deserteure erschossen wurden, als fragliche Zeit vermutet er Ende Januar/Anfang Februar, auf jeden Fall vor dem 1. März, weil er dann zu einem Lehrgang nach Gmünd verlegt



Möglicherweise der Exekutionsort im Wäldchen hinter der Hindenburgkaserne

Bild: Metz

wurde. Zu seiner Kompanie gehörten junge Männer aus Kirchheim, Nürtingen, Reutlingen, Tübingen und der Gegend von Horb. Die genaue Zahl der Todeskandidaten weiß Maier nicht mehr. „Es waren sechs oder sieben“, legt er sich auf Nachfrage schließlich fest. „Die sind nicht viel älter gewesen als wir auch. Sie haben im Elsass nicht gespurt und sind abgehauen. Dann wurden sie aber entdeckt und nach Tübingen gebracht.“ Hier sei dann ein Kriegsgesichtsurteil ergangen.

Geladenes Gewehr

Maier weiter: „Die Erschießung war morgens gegen 10 Uhr. Dazu musste die gesamte Kompanie auf dem Kleinen Exerzierplatz oberhalb der Hindenburgkaserne antreten. Aus der Kompanie wurde dann eine Gruppe von Soldaten herausgerufen, die schießen musste. Jeder von ihnen bekam ein geladenes Gewehr, niemand wusste, in welchem eine Platzpatrone steckte und in welchem eine Kugel. Erschossen wurden sie alle auf einmal.“ Anschließend seien die Leichen auf dem Wankheimer Judenfriedhof begraben worden. „Uns hat das Ganze sehr erschüttert.“

In den Standesämtern von Tübingen oder Wankheim wurden diese Todesfälle nicht beurkundet, es gibt auch keinen verlässlichen Hinweis auf Soldatengräber auf dem Judenfriedhof. Fehlanzeigen bei den Abteilungen des Bundesarchivs in Berlin, Freiburg und Kornelimünster, desgleichen bei der Deutschen Dienststelle für die Benachrichtigung von Wehrmachts-Gefallenen. Doch können im Schneeball-System weitere Augenzeugen gefunden werden.

In der Hindenburg-Kaserne stationiert war seinerzeit auch Karl Braun, jetzt Ruheständler in Pfullingen. Wie Helmut Maier war er erst 17 Jahre alt. „Diejenigen, die schießen mussten, waren etwas älter als wir“, sagt er. Seiner Erinnerung nach waren es drei oder vier Männer, die erschossen wurden. Was war der Grund? „Die waren abgehauen.“ Die komplette Kompanie habe sich bei der Suche beteiligen müssen. „Wir mussten ausschwärmen in Richtung Hechingen. Irgendwo vor Dusslingen links ging's den Berg hoch, da mussten wir das ganze Gebiet durchstreifen.“ Nähe-

res weiß er nicht mehr. „Für uns war das ein Alptraum. Da wurde gar nicht groß rumgemacht, da hieß es einfach: Im Namen des Volkes – und fertig. Dann hat man denen die Augen verbunden. Hinterher hat man im Großen und Ganzen nicht darüber gesprochen.“

Oskar Vetter aus Tübingen, Jahrgang 1927, war ebenfalls in der Kompanie, die den flüchtigen Deserteure finden sollte. Als dieser gefangen war, ging es in Marschformation das Burgholz runter. „In der Mitte lief der Deserteur, hinter ihm mit gezogener Pistole ein Offizier. In der Kaserne war vorne das Arrestlokal, dort wurde er eingeliefert. Er war ein wenig älter als wir.“

Hans Köber, Gartenbaumeister aus Kirchheim, war Reserveoffiziersbewerber und vom 1. November 1944 an in Tübingen. „Ich erinnere mich noch gut an den Plakatanschlag in der Hindenburgkaserne, mit dem man nach Unteroffizieren suchte, die sich am Erschießungskommando beteiligen.“ Nur ein einziger habe sich gemeldet, ein „hochdekoriertes Unteroffizier“ mit dem Eisernen Kreuz Erster Klasse, einem Kriegsschild, einem Kameraden wurde er sehr angegriffen, weil er das machte. Wir jungen Kerle haben das nicht als korrekt angesehen. Und das, obwohl wir ja alle Reserveoffiziersbewerber waren und alle vom Dritten Reich geprägt waren.“

Dahinter das Militärgericht

Die Diskussionen beschreibt Köber als sehr lebhaft, denn der Unteroffizier rechtfertigte sich: Es wisse doch niemand, aus wessen Gewehrlauf die Todesschüsse fallen, da auch Platzpatronen abgeschossen würden. „Wir wiesen aber darauf hin, dass eine normale Kugel einen anderen Rückschlag hat als eine Platzpatrone. Aber der Unteroffizier war von der Richtigkeit der Maßnahme überzeugt.“ Köber kann noch weitere Details beisteuern. „Unser Flur war im letzten Bau in Richtung Reutlingen. Ich sehe noch an der letzten Tür auf der rechten Seite einen Zettel hängen mit der Aufschrift: ‚Nicht stören!‘ Hinter dieser Tür tagte das Militärgericht. Die haben sehr lange beraten. Wer dem Gericht angehörte, weiß ich nicht mehr. Das war nach Weihnachten. Der Tag der Erschießung war im Januar, auf keinen Fall im Februar.“ Kommandeur sei ein Major Drummfeller gewesen, der mit dem Wagen vorgefahren sei. „Wir sind alle raus zur Schießbahn, wo wir normalerweise auf die Pappkameraden schossen. Das Kommando bestand aus vier, fünf oder sechs Männern, die, soviel ich noch weiß, im Halbkreis standen. Ich habe noch gesehen, wie den Todeskandidaten mit einer Nadel noch etwas Blaues angeheftet wurde, um zu markieren, wo hingeschossen werden sollte. Ganz offen und ehrlich: Weiter konnte ich nicht mehr hinsehen, ich war wie geistig weggetreten.“ Ihn, der wie seine Kameraden „von

der Ideologie des Dritten Reichs überzeugt war“, traf dieses Erlebnis wie ein Schock. „Für uns Junge wollte man ein Exempel statuieren. Damit wollte man uns sagen: Wenn Ihr nicht tapfer vor dem Feind seid, dann geht es Euch so, wie es denen geht.“

„Das ganze war als Abschreckung inszeniert worden“, sagt auch Richard Lang, ein weiterer Augenzeuge, Jahrgang 1927. Lang lebt in Kirchheim/Teck. Er könne sich kaum noch erinnern, sagt er, zumal man hinterher selten darüber gesprochen habe. „Wir sind damals mit aufgestecktem Bajonett ins Gelände ausgerückt, um einen zu suchen, der aus der Kaserne abgehauen war. Vermutlich sollte er an die Front und er wollte sich entziehen. An die Suche kann ich mich noch deswegen erinnern, weil sich unterwegs bei einem Kameraden ein Schuss aus dem Gewehr löste, der mich beinahe getroffen hätte.“

Keine Freiwilligen

Lang weiß auch noch, dass sich für das Erschießungskommando keine Freiwilligen meldeten und deshalb welche bestimmt werden mussten. „Ich sollte auch dabei sein, aber ich habe es abgelehnt. Das war durchaus möglich. Im einzelnen war das beim Erschießungskommando so geregelt, dass von den zehn Schützen einer mit einer Platzpatrone ausgestattet war. Angeblich deswegen, damit hinterher niemand wusste, wer tatsächlich scharf geschossen hat. Aber natürlich konnte jeder anhand des Rückstoßes genau unterscheiden, wer eine Platzpatrone geladen hatte.“ An die Zahl der erschossenen Deserteure kann sich Lang nicht mehr genau erinnern. „Ich glaube es war einer, aber das kann auch ein Irrtum sein. Soweit ich noch weiß, hatte man ihn an einen Pfahl gebunden und ihn mit einem Lappchen markiert. Nachher kam noch ein Offizier mit der Pistole und schoss dem Mann in den Kopf.“

Erich Walz ist Holzschnitzer, Jahrgang 1926, und lebt in Hausen ob der Tann. Nach eineinhalb Jahren Einsatz als Luftwaffenhelfer war er nach Tübingen gekommen. „Wir mussten morgens um 6 Uhr zum Kleinen Exerzierplatz marschieren“, ist ihm von jenem Tag im Gedächtnis geblieben. „Ich sehe die Szene genau vor mir. Ein Kommando stellte sich auf, Schüsse fielen, dann sind die beiden Kameraden zusammengesunken und waren sofort tot.“

Nicht bei der Exekution

Walter Kröner aus Ohmden: „Ich war Melder bei Oberfeldwebel Bloss, der später in Tübingen erschossen wurde.“ Bei der Exekution war er nicht dabei. „Ich war Kriegsfreiwilliger und wollte an die Front.“ Auf dem Flur der Kaserne sollte man sich Ende November in zwei Reihen aufstellen. „Die eine Reihe sollte nach Italien ausrücken, die andere in die Vogesen. Doch das erfuhr man erst hinterher.“ Am 24. November 1944 war Aufbruch, einem Freitag. In der Woche darauf wurde die Kompanie von Amerikanern umzingelt. „Bloss hatte von Russland her das Eisener Kreuz Erster Klasse. Aber als es jetzt bei den Kämpfen Tote gab, ist er abgehauen.“ Später erfuhr Kröner, „von unzähligen Mündern verbreitet, dass Bloss zusammen mit zwei Unteroffizieren „wegen Feigheit vor dem Feind“ erschossen worden sei. „Er war 26 Jahre alt. Schwabe war er keiner, das wüsste ich noch.“ Von einem Kriegsverwaltungsrat hat Kröner wissen wollen, „ob das notwendig gewesen sei, wo er doch der schneidigste Hund der Kompanie war?“ Als Antwort hörte er: „Wer die Truppe verlässt, muss mit der Todesstrafe rechnen.“

Deserteure und Militärjustiz

„Feigling“, „Verräter“, „Kameradenschwein“ – so lauten die Schimpfnamen, mit denen Deserteure teilweise heute noch belegt werden. In der Zeit des Nationalsozialismus war jeglicher Versuch, sich der Wehrmacht zu entziehen, mit dem Tode bedroht. Etwa 30 000 Deserteure wurden von der Wehrmachtstjustiz zum Tod verurteilt, rund 20 000 sind hingerichtet worden.

des deutschen Volkes“ beschwor, habe man „bis weit hinein in die Kreise der Partei“ solchen großsprecherischen Worten nicht mehr geglaubt. „Auch wenn man keinen verbotenen ausländischen Sender einschaltete, wenn man keine Schweizer Zeitungen zugesteckt bekam, mußte man sehen, daß es einem furchtbaren Ende zuzuging.“

Davon unbeirrt rekrutierten die Machthaber bis zuletzt junge Männer, die als Soldaten die zurückweichenden Fronten stärken sollten. Sie rückten, teils freiwillig, in Kasernen ein wie die Hindenburgkaserne an der Reutlinger Straße, oft noch keine 18 Jahre alt. In der Hindenburgkaserne war ein Grenadier-Ersatz- und Ausbildungsbataillon stationiert, das fortwährend neue Kämpfer ins Gefecht schickte. An die 600 Soldaten zählte dieser Truppenverband.

Loch in die Vergangenheit

Martin Schmid, ehemaliger Leiter des hiesigen Universitäts-Zeicheninstituts, war einer von ihnen. Führt der 77-Jährige heutigentags auf der Reutlinger Straße stadtauswärts das Burgholz hoch, richten sich seine Augen unwillkürlich nach rechts und suchen das Loch in die Vergangenheit. Denn von den alten Bildern, die sich in seine Seele eingebrannt haben, kommt er nicht mehr los. „Wenn ich über das Kasernengelände gehe“, schrieb Schmid vor zehn Jahren in einem kleinen Text, den er „Palimpsest“ betitelte, „wächst mir durch die behaglich bewohnte Gegenwart die zugedruckte Schrift der Vergangenheit.“

Sechzig Jahre ist Schmid Seelengemälde nun alt. Mit ihm zusammen begeben sich auf sein kontaminiertes Gebiet. Wir steuern in das alte Militärgelände, schreiten die Fassaden der Kasernengebäude ab, hinter denen er sich noch lebhaft den Rekrutenalltag vorstellen kann. „Wie viele damals die Stuben bewohnten, weiß ich nicht mehr, es werden gegen zwanzig gewesen sein“, erinnert er sich. Jede Menge Appelle fallen ihm ein: drinnenden Stubenappell, Bettenappell, Spindappell. „Und zum Kleidungsappell, Fingernägelpappell, Waffenappell, Gasmaskenappell jagte man uns auf den Hof.“

Immer wieder kreisen seine Gedanken um den „Bau“, also die Arrestzellen der Kaserne, im Eckbau neben dem Tor. Unter den Soldaten wurde darüber oft getuschelt, denn nicht immer war bekannt, wer warum hinter den Gittern saß. Von manchen wusste man, dass sie kurze Strafen absitzen mussten. Und die anderen? „Man dachte sich, dass das Todeskandidaten seien.“

Kurz vor Weihnachten 1944, erzählt Martin Schmid, gelang es einem von den eingesperrten Soldaten zu türmen. „Wir wurden dann in den Wald geschickt und sollten den Mann suchen.“ Wenig später sei der Bedauernswerte wieder aufgegriffen und eingesperrt worden. „Eingefangen hat ihn der Hauptmann der Kompanie persönlich, und zwar auf dem Fahrrad.“ In seiner Angst war der Arrestant, der sich offenbar nicht



Eine Kompanie zieht 1939 auf der Reutlinger Straße im Gleichschritt an der Uniformfabrik Nägele vorbei zur Hindenburgkaserne.

Bild: Dölker